

hauseigenen Floristen. Ich schlief in einem Bett, das mit italienischer Bettwäsche bezogen war. Unsere Mahlzeiten wurden von einem Team erstklassiger Köche zubereitet und von Fachleuten serviert, die besser ausgebildet sind als das Personal in irgendeinem Fünf-Sterne-Restaurant oder -Hotel. Agenten des Secret Service – bewaffnet, mit Knopf im Ohr und mit betont ausdrucksloser Miene – standen vor unseren Türen und gaben sich alle Mühe, sich aus unserem Familienleben herauszuhalten. Irgendwann hatten wir uns mehr oder weniger daran gewöhnt – an die eigentümliche Pracht unseres neuen Zuhauses und auch an die ständige stumme Gegenwart anderer.

Das Weiße Haus ist der Ort, an dem unsere Töchter auf den Fluren Ball spielten und auf dem South Lawn, dem großen Rasen südlich des Hauses, auf Bäume kletterten. Es ist der Ort, an dem Barack bis spät in die Nacht im Treaty Room über Lageberichten und Redeentwürfen brütete, und es ist auch der Ort, an dem Sunny, einer unserer Hunde, hin und wieder auf den Teppich kackte. Ich konnte auf dem Truman Balcony stehen und den Touristen dabei zuschauen, wie sie mit ihren Selfie-Sticks posierten, durch den eisernen Zaun spähten und zu erkennen versuchten, was dahinter wohl so vor sich ging. Es gab Tage, da verursachte es mir Beklemmungen, dass wir die Fenster aus Sicherheitsgründen immer geschlossen halten mussten, dass ich nicht einfach ohne großes Brimborium kurz frische Luft schnappen konnte. Und dann wieder gab es Zeiten, da erfüllten mich die weißen Magnolien, die draußen blühten, der emsige Alltag des Regierungsbetriebs und die eindrucksvollen militärischen Begrüßungszeremonien mit tiefer Ehrfurcht. Es gab Tage, Wochen und Monate, da hasste ich die Politik regelrecht. Und es gab Momente, da war ich von der Schönheit dieses Landes und seiner Menschen derart überwältigt, dass mir die Worte fehlten.

Dann war es vorbei. Obwohl man weiß, dass dieser Tag kommen wird, obwohl die vorangehenden Wochen von einem emotionalen Abschied nach dem anderen erfüllt sind, rauscht der Tag selbst einfach so vorbei. Eine Hand wird auf die Bibel gelegt; ein Eid wird gesprochen. Die Möbel des einen Präsidenten werden ein-, die des anderen ausgeräumt. Innerhalb weniger Stunden werden Schränke geleert und wieder neu gefüllt. Und einfach so ruhen plötzlich neue Köpfe auf neuen Kissen – neue Temperamente, neue Träume. Und wenn es dann vorbei ist, wenn man zum letzten Mal aus der Tür der berühmtesten Adresse der Welt getreten ist, muss man in vielerlei Hinsicht wieder zu sich selbst finden.

Darum möchte ich mit einem kleinen Erlebnis beginnen, das noch gar nicht lange zurückliegt. Ich war daheim, in dem roten Backsteinhaus, das wir kurz zuvor bezogen hatten. Unser neues Haus liegt etwa zwei Meilen von unserem alten

entfernt, in einer ruhigen Straße inmitten einer Wohngegend. Wir sind noch dabei, uns einzurichten. Im Wohnzimmer sind die Möbel genauso wie vorher im Weißen Haus angeordnet. Überall haben wir Andenken verteilt, die uns daran erinnern sollen, dass das alles auch wirklich passiert ist: Fotos von unseren Familienurlaube in Camp David, die handgetöpften Gefäße, die ich von der Abschlussklasse einer Schule für amerikanische Ureinwohner geschenkt bekommen habe, ein von Nelson Mandela signiertes Buch. Das Seltsame an diesem Abend war, dass alle fort waren. Barack war auf Reisen. Sasha war mit Freundinnen unterwegs. Malia lebt und arbeitet inzwischen in New York und verbrachte gerade die letzten Wochen ihres *gap years*, einer Art Auszeit vor dem Beginn des Studiums. Ich war ganz allein mit unseren beiden Hunden und einem stillen, leeren Haus; etwas, das ich seit acht Jahren nicht mehr erlebt hatte.

Und ich war hungrig. Gefolgt von den Hunden ging ich aus dem Schlafzimmer die Treppe hinunter. In der Küche angekommen öffnete ich die Tür des Kühlschranks. Ich nahm eine Packung Toast heraus und steckte zwei Scheiben davon in den Toaster. Dann machte ich den Schrank auf und holte mir einen Teller. Mir ist klar, wie seltsam sich das anhört, aber mir selbst einen Teller aus dem Küchenschrank zu nehmen, ohne dass irgendwer darauf beharrt, ihn für mich zu holen, und dann allein neben dem Toaster zu stehen und zu warten, bis die Scheiben braun sind, kommt mir wie die größtmögliche Wiederannäherung in mein altes Leben vor. Vielleicht ist es aber auch mein neues Leben, das sich allmählich ankündigt.

Am Ende beließ ich es nicht beim Toast – ich machte mir einen Käsetoast, legte die Brotscheiben in die Mikrowelle und ließ eine dicke Schicht sämigen Cheddarkäse dazwischen zerschmelzen. Dann ging ich mit meinem Teller in den Garten hinaus. Ich brauchte niemandem zu sagen, wo ich hinging. Ich ging einfach. Barfuß und in Shorts. Die Winterkälte war endlich verflogen. In den Beeten entlang der Gartenmauer schauten die ersten Krokusse aus dem Boden. Es roch nach Frühling. Ich setzte mich auf die Stufen unserer Veranda, spürte die Wärme der Sonne, die sich noch in den Schieferplatten unter meinen Füßen hielt. Irgendwo bellte ein Hund, und meine beiden Hunde horchten auf und wirkten kurz etwas verwirrt. Mir kam der Gedanke, dass es für sie ein irritierender Klang sein musste, im Weißen Haus hatten wir ja keine Nachbarn gehabt, geschweige denn Nachbarshunde. Für sie war das alles noch neu. Und während die Hunde lostrotteten, um den Garten zu erkunden, aß ich im Dunkeln meinen Toast und fühlte mich im allerbesten Sinn allein. Meine Gedanken waren nicht bei dem Grüppchen bewaffneter Wachleute, das – keine hundert Meter entfernt – den extra

eingebauten Kommandoposten in unserer Garage bemannte, ich dachte auch nicht an den Umstand, dass ich auch weiterhin nicht ohne Personenschutz auf die Straße würde gehen können. Ich dachte nicht an den neuen Präsidenten – und in diesem Moment auch nicht an den alten.

Stattdessen dachte ich daran, dass ich in ein paar Minuten ins Haus zurückkehren, meinen Teller abspülen und dann ins Bett gehen, vielleicht sogar ein Fenster auflassen würde, um die Frühlingsluft zu spüren – und daran, was für eine Wohltat das sein würde! Und außerdem dachte ich daran, dass diese Stille mir die erste richtige Gelegenheit zur Besinnung bot. Als First Lady konnte ich mich am Ende einer hektischen Woche oft kaum noch erinnern, wie sie angefangen hatte. Jetzt bekommt die Zeit allmählich wieder eine andere Qualität. Meine Töchter, die mit ihren Polly-Pocket-Püppchen, einer Schmusedecke namens Blankie und einem Plüschtiger namens Tiger ins Weiße Haus gezogen waren, sind inzwischen Teenager, junge Frauen mit eigenen Plänen und eigenen Stimmen. Mein Mann findet sich auf seine Weise in das Leben nach dem Weißen Haus ein, versucht auf seine Weise durchzuatmen. Und ich? Ich bin hier, an diesem neuen Ort, und habe vieles zu sagen.

*Becoming Me*



*Ich werden*

Ich verbrachte einen Großteil meiner Kindheit damit, nach dem Klang des Strebens zu lauschen. Er drang in Form von schlechter oder zumindest dilettantisch gespielter Musik durch die Ritzen der Bodendielen in mein Zimmer herauf – das Geklimper von Schülerinnen und Schülern, die unten bei meiner Großtante Robbie am Klavier saßen und langsam und fehlerhaft ihre Tonleitern übten. Meine Familie lebte in South Shore, einem Stadtviertel im Süden von Chicago, in einem hübschen Backsteinhäuschen, das Robbie und ihrem Mann Terry gehörte. Meine Eltern hatten die Wohnung im ersten Stock gemietet, Robbie und Terry wohnten im Erdgeschoss. Robbie war die Tante meiner Mutter und hatte sich ihr gegenüber jahrelang sehr großzügig gezeigt, für mich aber hatte sie etwas Bedrohliches. Steif und ernst dirigierte sie den Chor einer nahe gelegenen Kirche, und sie war die Klavierlehrerin in unserem Viertel. Sie trug vernünftige Schuhe und um den Hals eine Lesebrille an einer Kette. Sie konnte verschmitzt lächeln, hatte im Gegensatz zu meiner Mutter jedoch nichts für Sarkasmus übrig. Manchmal stauchte sie ihre Schüler zusammen, weil sie nicht genug geübt hatten, oder sie stauchte deren Eltern zusammen, weil sie die Kinder zu spät zum Unterricht brachten.

»Gute Nacht!«, rief sie dann mitten am Tag, genauso entnervt, wie man sonst »Herrgott noch mal!« herauspoltern würde. Nur wenige, so schien es, konnten Robbies Anforderungen gerecht werden.

Das Geräusch von Menschen, die sich bemühen, wurde zum Soundtrack unseres Lebens. Geklimper am Nachmittag, Geklimper am Abend. Manchmal kamen die Damen aus der Gemeinde, um Kirchenlieder zu üben, und schmetterten voller Inbrunst ihre Frömmigkeit durch die Wände des Hauses. Bei Robbie galt die Regel, dass ihre Klavierschüler immer nur an einem Lied üben durften. Von meinem Zimmer aus hörte ich, wie sie unsicher Note für Note versuchten, Robbies Anerkennung zu erlangen, und sich nach vielen Anläufen von Kinderliedern wie »Hot Cross Buns« zu Brahms' »Wiegenlied« hocharbeiteten. Die Musik störte nicht, sie war einfach nur ständig da. Sie schlich das Treppenhaus hinauf, das unseren Teil des Hauses von Robbies Teil trennte. Im Sommer wehte sie durch die